

Oliver Schlaudt

Müll – nicht die Folge, sondern der Spiegel des Konsums

Unangenehme Wahrheiten von der Deponie

I

Der Müll bildet den großen blinden Fleck in der Selbstwahrnehmung unserer Gesellschaft. Er ist das kollektiv Verdrängte, nur dass das Verdrängen hier eine doppelte Bedeutung annimmt: Wir wollen den Müll nicht sehen, nicht wahrhaben und verdrängen ihn aus unserem Denken – wir verdrängen ihn aber auch ganz materiell und handgreiflich, zu welchem Zweck täglich Tausende Müllfahrzeuge am frühen Morgen unterwegs sind, damit die Mülltonne wie von Zauberhand wieder leer dasteht. Wo der Müll geblieben ist, wissen wir in der Regel nicht. Er ist halt *weg*, und das ist ja auch der Sinn des *Wegwerfens*.

Und die Verdrängung wirkt. Kein einziges Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre, aus denen die junge Generation lernen soll zu verstehen, wie Wirtschaft funktioniert, enthält ein Kapitel über Müll. Dabei stellt er doch den größten Posten der Wirtschaft dar. Nicht nur fällt bei jedem Schritt – von der Förderung der Rohstoffe über die Verarbeitung bis hin zum Verkauf der verpackten Ware – Müll an. Nein, sogar das Produkt selbst wird am Ende zu Müll, wenn es gegessen und verdaut oder verschlissen und kaputt ist. Zu Recht können wir sagen, dass am Ende *alles* zu Müll wird. Aber die Ökonomie schweigt darüber. Sogar Lehrbücher der ökologischen Ökonomie haben in der Regel zu diesem Thema auffallend wenig zu sagen.

Aber auch an uns selbst können wir diese Lücke beobachten, nämlich in unserem Wortschatz. Wenn es an das Materielle und Körperliche unserer Existenz geht – wohin der Müll gehört –, klafft in unserer Sprache eine Lücke. Sie bietet uns keine Worte, um diese Realität angemessen zu artikulieren. Was ungesagt bleiben muss, flüchtet sich typischerweise in eines von zwei gegensätzlichen Registern: Es bricht sich entweder in ordinären Ausdrücken und Flüchen Bahn oder wird im distanzierten Wissenschaftsdiskurs reingewaschen. Wir kennen das von der Sexualität: Wollen wir nicht vom „Ficken“ sprechen, bleiben uns nur Worte wie „Koitus“, „Beischlaf“ oder „Begattung“. Beide Register sind wohl unpas-

send, wenn wir die richtigen Worte finden wollen, um über die eigene, gelebte Sexualität zu sprechen. Und das gleiche gilt für unseren körperlichen Müll, die Fäkalien. Wir kennen einerseits die „Scheiße“ und die „Kacke“, andererseits die „Exkrement“, den „Kot“ oder den „Stuhlgang“. Aber welches Wort beschreibt, was wir täglich auf der Toilette als Teil unseres normalen, sinnlichen und körperlichen Lebensvollzugs erleben? In diesem Fall sind wir – im Wortsinne – sprachlos. Das Erlebte lässt sich nicht sagen und findet typischerweise auch in der Kunst keine Darstellung, nicht in der Literatur und erst recht nicht im Film. Aber warum eigentlich? Im Jahr 1694 schrieb die Kurfürstin Sophie von Hannover, Schülerin des Barockmetaphysikers Gottfried Wilhelm Leibniz, an ihre Vertraute, Elisabeth Charlotte, Prinzessin von der Pfalz, verheiratete Madame d’Orléans:

[M]an darf in seinem ganzen Leben nicht gekackt haben, um nicht die Freude verspürt zu haben, die das Kacken bereitet; denn man kann sagen, dass von allen Notwendigkeiten, denen die Natur uns unterworfen, die des Kackens doch die angenehmste ist (zit. nach Veltheim 1789, S. 400–401, meine Übersetzung).

II

Reden wir also vom Müll! Ich möchte im Folgenden die Frage durchdenken, wie sich das Bild verändert, wenn wir den blinden Fleck tilgen und den Müll mit ins Blickfeld nehmen. Was bedeutet der Müll? Dazu werde ich zwei Denkmodelle unterscheiden, die ich als das der *Folgen* und als das des *Spiegels* bezeichne: Müll als Folge unseres Konsums oder Müll als sein Spiegel.

Meine Vermutung lautet, dass der Müll nicht die bloße Folge des Konsums ist, sondern sein Spiegel. Will heißen: Der Müll ist nicht einfach die problematische Nebenfolge einer Sache, die an sich positiv ist, nämlich des Konsums, sondern er zeigt, dass an der Sache selbst etwas nicht stimmt. Er ist eben ihr Spiegel. „Folgen“ sind leicht zu denken, der Spiegel etwas schwieriger. Aber lassen wir uns darauf ein!

Beginnen wir mit dem Müll selbst. Wo liegt eigentlich das Problem mit dem Müll? Wir Menschen haben ja schon immer weggeworfen, und auch alle anderen Tiere tun dies, ja müssen es tun. Jedes Lebewesen hält sich in seiner Umwelt, indem es mit dieser einen Stoffwechsel betreibt, sich nämlich aus ihr ernährt, aber auch in sie ausscheidet. Es stellt darin ein subtiles, eigentlich paradoxes Gleichgewicht von Autonomie und Abhängigkeit her. Das Lebewesen grenzt sich von der Umwelt ab und kann somit es selbst sein, indem es sich eben nicht völlig abschottet, sondern beständig das Andere seiner selbst, die Umwelt, als Nahrung aufnimmt und als Abfall wieder abgibt: verbrauchte Atemluft, flüssige und feste

Fäkalien. Die paradoxe Balance kann man sich gut an uns gleichwarmen Tieren vor Augen führen: Im Gegensatz zu den wechselwarmen Tieren sind wir nicht auf die wärmende Sonne angewiesen. Unser Körper vermag sich vielmehr selbst zu wärmen. Er hat eine *Eigentemperatur*, die ihn von der Umgebung unterscheidet. Wir sind also in höherem Maße wir selbst. Dies ist ein Gewinn an Autonomie. Wir bleiben auch in der kalten Nacht beweglich. Aber diese Autonomie hat ihren Preis: Wir müssen umso mehr Energie in Form von Nahrung aufnehmen. In letzter Instanz brauchen wir doch die Sonne. Nicht um uns zu wärmen, aber damit die Nahrung wächst, die uns von der uns wärmenden Sonne unabhängig macht. Als gleichwarme Organismen erhöhen wir mithin zugleich unsere Unabhängigkeit *und* unsere Abhängigkeit von der Umgebung. Und damit auch den Materiedurchfluss, sprich: den Müll.

Aber eines unterscheidet uns von den anderen Tieren: Unser Müll akkumuliert sich in der Umwelt. Warum? Die Antwort ist im Grund ganz einfach. Wir leben in einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Die menschliche Kultur und Technologie haben im Laufe der Jahrtausende immer komplexere Formen angenommen, und der Müll folgt ihnen wie ihr Schatten. Auch der Müll hat seine Fortschrittsgeschichte. „Vom Faustkeil zum Atomkraftwerk“ heißt eben auch: „von ein paar Steinsplittern zum Atommüll“.

Dazu steht in einem scharfen Kontrast unsere Kultur des Wegwerfens. Wir leben immer noch in einer „Kompostwirtschaft“. Wir werfen weg und übergeben unsere Abfälle der Biosphäre. Ich meine damit nicht unbedingt, dass wir unbedingt wegwerfen. Aber wir müssen uns bewusst machen, dass auch die geordnete Deponierung nach den höchsten Sicherheitsstandards de facto ein Wegwerfen in die Natur darstellt: Wir bringen unseren Müll in die Natur ein und überlassen ihn ihr. Und hier entsteht das Problem.

Wir dürfen uns dabei die Natur nicht als ein Reich der Harmonie vorstellen. Ständig gärt es in ihr evolutionär, und neue Organismen bringen auch neuen Müll hervor. Als die Cyanobakterien vor zweieinhalb Milliarden Jahren lernten, das Sonnenlicht in der Fotosynthese als Energiequelle zu nutzen, begannen sie, Sauerstoff auszuschcheiden, der für die meisten Mikroorganismen, die das damalige Leben ausmachten, hochgiftig war und eines der größten Massensterben der Erdgeschichte auslöste (Lenton & Watson 2011, Kap. 8 ff.).

Nach Abermillionen von Jahren fand die Natur indes einen Weg, diesen Müll zu verwerten, ja sogar, ihn als Sprungbrett in eine neue Entwicklungsstufe zu nutzen. Die Sauerstoffatmung ermöglichte das Entstehen von vielzelligen, komplexen Lebewesen, wie wir es sind. Wir atmen die Fäkalien von Pflanzen und Bakterien. Aber *unseren* Müll verwertet niemand. Die Natur hat schlicht

nicht die Zeit, um hinter der menschlichen Technikgeschichte herzukommen. Wir produzieren hochmodern, aber werfen weg wie seit jeher. Wir betreiben eine „Kompostwirtschaft“. Aber die Biosphäre hält keine Kompostiermechanismen für unsere hochmodernen Zivilisationsabfälle bereit. Also häufen sie sich an.

III

Dies ist also das Müllproblem. Wir haben es hier bereits in der Form der *Folge* kennengelernt. Der Müll ist die Folge – oder wie ich eben sagte: der Schatten – unserer technologischen Fortschrittsgeschichte, also, um die implizite Wertung sichtbar zu machen: die problematische Folge einer an sich guten Sache, des technischen Fortschritts nämlich. „Wir haben unseren Lebensstandard erheblich gesteigert, nur nicht auf die Nebenfolgen geachtet“, lautet die Moral dieser Geschichte.

Den Müll als Folge anzuerkennen, bedeutet schon allerhand. Unser offizielles Selbstverständnis kennt nämlich nur die positive Seite der Bilanz. Ich meine dies hier gar nicht als Polemik gegen die Kulturgeschichte, wie sie sich in Erzählungen, Büchern und Ausstellungen darstellt, sondern sachlich und wortwörtlich. Das Bruttoinlandsprodukt als höchst offizielle Selbstwahrnehmung unserer Gesellschaft und somit als Grundlage, Kompass und Maßstab für eine rationale, wirklichkeitsorientierte Politik kennt keine negative Seite der Bilanz. Das BIP verbucht stur jeden umgesetzten Euro und fragt nicht, ob dafür geschuftet wurde, ob dafür Natur zerstört wurde, ob er für ein Brot oder für eine Gewehrkugel ausgegeben wurde. Es gibt nur den Konsum, und der ist per definitionem gut und hat auch keine negativen Folgen. Und wenn doch, dann müssen wir sie beheben, was wiederum Geld kostet, das positiv auf das BIP einzahlt, und das ist dann auch wieder gut. In der Welt des BIP gibt es nichts Schlechtes und kann es das auch nicht geben.

Demgegenüber auf der Realität des Mülls zu bestehen, ist fast schon revolutionär. Zumindest ist es subversiv. Denn wer den Müll nicht mehr leugnet, hat mit der offiziellen Logik von Statistischem Bundesamt, Börsennews und Wirtschaftsministerium *nolens volens* schon gebrochen.

Und doch denke ich, dass dies noch nicht die ganze Wahrheit ist. Ist der Fortschritt nur aufgrund seiner negativen Nebenfolgen problematisch? Als das wichtigste Argument aller Fortschrittskritik identifizierte der Umwelthistoriker Rolf Peter Sieferle in seiner historischen Studie *Fortschrittsfeinde?* die von ihm sogenannte Relativität der Bedürfnisse. Will heißen: Die Bedürfnisse sind nicht

fix, sondern passen sich den Mitteln ihrer Befriedigung an. Erreichen wir einen neuen Lebensstandard und ein neues Konsumniveau, wird damit auch ein neuer Standard der Normalität gesetzt, an dem sich dann Glück und Unglück bemessen. Waren früher des Winters 15° Celsius in den Wohnungen normal, so verlangen wir heute fünf Grad mehr, um nicht zu frieren. Mag in früheren Zeiten ein Besuch auf dem Jahrmarkt in der Kreisstadt für viele Menschen ein Ereignis gewesen sein, so muss es heute schon eine Flugreise sein. Aber glücklicher – oder auch nur zufriedener – sind die Menschen nicht, sofern Zufriedenheit eben nur bedeutet, dass das Leben hält, was es jeweils verspricht (Sieferle 1984, 12).

IV

Auch in diesem Bild fristet der Müll noch ein Schattendasein. Heizen der Wohnung und Flugreise verursachen eine Menge Treibhausgasemissionen, und das ist ja Müll, nämlich gasförmiger Abfall. Vielleicht müssen wir in Zukunft auf so manchen Urlaub im Süden verzichten. Aber schöner als die Provinzkirmes wäre er schon, nicht wahr?

Versuchen wir dagegen einmal, den Müll nicht nur zähneknirschend hinzunehmen, nämlich als Nebenfolge anzuerkennen, sondern ihn wirklich ernst zu nehmen!

Was das bedeuten kann, ist erst einmal gar nicht so klar. Ich erlaube mir daher einen ganz persönlichen und subjektiven Ausgangspunkt. Im Rahmen meiner Müllforschungen habe ich das Experiment gemacht, den eigenen Hausmüll so weit wie möglich zu reduzieren: „Zero Waste“ lautete das Zielbild. Um gleich ein Missverständnis zu vermeiden: Ich glaube nicht, dass wir die Müllkrise lösen, indem einzelne Personen ihr Konsumverhalten anpassen. Die Wurzeln des Problems liegen dafür viel zu tief, in der Organisationsweise der Wirtschaft. Gleichwohl wollte ich mich auf das Experiment einlassen, um auszuloten, wie weit der individuelle Einfluss reicht. Was lässt sich vermeiden – und was nicht?

Das Ergebnis des Experiments war verblüffend. Das Hauptaugenmerk lag anfangs per definitionem auf der rein mengenmäßigen Müllreduktion. Die Ergebnisse bestätigten, was man von vornherein erwarten konnte. Die ersten 50 Prozent lassen sich mit relativ geringem Aufwand vermeiden, einfach nur durch etwas Umsicht – was als Ergebnis schon beschämend genug ist. Die Hälfte unseres Haushaltsmülls könnten wir vermeiden, ohne dass dies wirklich von uns verlangen würde, die bequemen Routinen des Alltags zu überdenken. Die nächste Reduktion um 50 Prozent war schon schwieriger und verlangte Überlegung und

strikte Organisation – und so geht es dann immer weiter. Die Hürden werden immer höher und verlangen immer schwierigere Entscheidungen. Ein Kindergeburtstag wird plötzlich zu einer Notlage.

Und hier nähern wir uns dem eigentlichen Kern des Experiments. Zero Waste beginnt mit der Vorstellung, dass man den Verpackungsmüll vermeidet, aber sonst alles, so gut es geht, beim Alten lässt. Aber an der Verpackung scheint mehr zu hängen. Sie wegzulassen, schlägt auf das gesamte Leben durch. Bald ändert sich die Rolle, die wir als „Konsumenten“ spielen (wobei ich das Wort hier schon in Anführungszeichen setze). Und dann dringt die Umstellung noch tiefer und berührt tiefe Schichten unserer Subjektivität, indem wir plötzlich mit der Frage konfrontiert werden, was Dreck und Sauberkeit eigentlich bedeuten, was gute Nahrung eigentlich ist, wo die Grenzen zwischen Genuss und Ekel verlaufen.

Ich möchte dies an einem konkreten Beispiel illustrieren, der H-Milch im Tetrapak. Der Tetrapak steht ganz oben auf der Zero-Waste-Sündenliste. Er besteht aus einem Verbundwerkstoff aus fünf Schichten: Polyethylen, Pappe, wieder Polyethylen, Aluminium und noch einmal Polyethylen. Diese Materialsammlung stellt bereits einen repräsentativen Querschnitt durch unsere extraktivistische Wirtschaft dar: Ölindustrie, Forstwirtschaft, Bergbau. Damit die Materialien auch aufeinander haften, wird noch je eine thermoplastische Bindschicht aufgetragen, über deren genaue Zusammensetzung die Industrie schweigt. Vermutlich handelt es sich um ein modifiziertes Polyethylen mit weiteren Zusatzstoffen. In der Literatur fällt der Name Maleinsäureanhydrid (Morris 2017). Einen „Hinweis“ auf die Gefährlichkeit des Stoffes, so entnehme ich dem Datenblatt des Gefahrstoffinformationssystems GeStIS, geben Tierversuche: „Katzen, Kaninchen und Meerschweinchen, die 3- bis 5-malig über 1–6 h 10 g MA/m³ inhalierten, verendeten infolge schwerer Pneumonie oder eines Lungenödems.“ „In einer validen Testung am Kaninchenauge“, so das Datenblatt weiter, „kam es nach Instillation von 100 mg MA (als Feststoff) in den Bindehautsack innerhalb von 5 sec zur Trübung der Hornhaut und innerhalb von 1 min zu weißlicher Hornhauttrübung und beginnenden Nekrosen an Binde- und Nickhaut. Nach 3 min war die Trübung so dicht, dass Iris und Pupillen nicht mehr sichtbar waren“ (IFA o. J.). – „Schützt, was gut ist“, lautet das Motto der Firma Tetra Pak. Jahresumsatz: 12,8 Milliarden Euro.

Glücklicherweise konnte ich über den Unverpacktladen leicht auf regionale Frischmilch in der Mehrwegflasche umsteigen. Ein verhängnisvoller Punkt war allerdings erreicht, als mir eines Tages ein ganzer Liter dieser Milch schlecht wurde. Die ganze Flasche wegzukippen kostet im Zero-Waste-Experiment Überwindung. Ich recherchierte daher im Internet über Möglichkeiten der Weiterverwen-

dung. Und siehe da: H-Milch wird irgendwann wirklich schlecht. Sie verschimmelt, fängt an zu stinken und muss entsorgt werden. Frischmilch hingegen wird nicht schlecht, sondern sauer. Milchsäurebakterien haben sich daran gemacht, den Milchzucker zu verdauen und Säure auszuscheiden. Erwärmt man diese Dickmilch vorsichtig auf gute 30 Grad, gerinnen die Proteine und lassen sich als feste Masse abschöpfen: Frischkäse. Angemacht mit etwas Nussöl, gehackten Schalotten, Estragon und rosa Beeren eine Delikatesse.

Vielen Menschen, vor allem aus der älteren Generation, sage ich hier natürlich nichts Neues. So banal die Erfahrung gewesen sein mag, scheint sie mir trotzdem eine philosophische Bewandnis zu haben. Drei Aspekte an ihr erscheinen mir bemerkenswert.

Der erste setzt am subjektiven Erleben an, und hier stoßen wir auf eine alte und wirkmächtige Empfindung: den Ekel. Kann man schlechte Milch noch zu sich nehmen? Unser Körper scheint uns zu warnen, was gemeinhin auch als die evolutionäre Funktion des Ekels betrachtet wird: Schutz vor Infektionsquellen, etwa im Kot oder im sich zersetzenden Kadaver (Massar 2021). Aber bei der Milch geht der Warnmechanismus fehl. Wir müssen darüber noch nachdenken. Für den Augenblick notieren wir einfach die Tatsache, dass das Zero-Waste-Experiment plötzlich an einer unerwarteten Stelle wirksam wird, in einer tiefen Schicht unserer Subjektivität.

V

Dies bringt uns zum zweiten Aspekt, in dem wir uns von der bloßen Empfindung auf die Ebene der Reflexion und begrifflichen Verarbeitung begeben. Die Erfahrung mit der Milch stellt, wenn wir einmal darüber nachdenken, unsere Begriffe von Dreck und Sauberkeit, vom Guten und vom Schlechten infrage. Die Milch wurde zu Käse aufgrund einer Kontamination durch Bakterien, also aufgrund einer Unsauberkeit. Und sie wurde dadurch nicht schlecht, sondern verwandelte sich in ein anderes Produkt, nicht mehr Milch, aber trotzdem noch gut. Im Denkkosmos der H-Milch ist dieser Prozess gar nicht vorzustellen. Der französische Philosoph François Dagognet hat diese Bedeutung gesehen und erkannt. Er schrieb:

Wir verlangen vom Philosophen, diese Chemie der Veränderung entgegen seinen Gewohnheiten wahrzunehmen: Dem Fermentierten verdanken wir die Fülle der Produkte, es bereichert das Universum, ja mehr noch, es schenkt uns die köstlichsten unter ihnen: den Wein, das Brot, den Käse (Dagognet 1997, 227, meine Übersetzung).

Die Liste lässt sich verlängern: Butter, Essig, Sauerkraut, Wurst, Kakao, Kaffee. Etwa ein Drittel unserer Lebensmittel verdanken wir der Wirkung von Mikroorganismen, schätzt die Fermentationspraktikerin und -theoretikerin Thien Uyen Do (2024). Der entscheidende Punkt ist die Umstülpung der Kategorien, geradezu eine Umwertung aller Werte, einmal mit Nietzsche gesprochen: Die Milch ist gut, weil sie schlecht, nämlich dreckig ist. Das Verderben bringt das Gute hervor. Vor allem aber lässt sich das Gut-Sein streng genommen gar nicht begrifflich als ein Sein, nämlich als ein Zustand fixieren, sondern verlangt ein Prozessdenken. Um der Welt unserer Lebensmittel und ihrem Genuss gerecht zu werden, benötigen wir mithin eine ganz andere Ontologie. Die H-Milch stammt aus einem manichäischen Universum, das in die zwei Hälften von Licht und Finsternis zerfällt. Das Gute und Saubere hier, das Schlechte und Schmutzige da. Beide sind in sich geschlossene, einander entgegengesetzte Seinsweisen. Der Tetrapak hält die Milch im Licht – bis es nicht mehr geht und sie in die Finsternis aus Moder und Gestank stürzt. Eine Fermentation kann es in diesem Universum nicht geben. Aber genau dies beobachten wir: Das Verderben bringt das Gute hervor, der Schimmel veredelt es. Nicht Sein, sondern Fließen. Nur so lässt sich übrigens auch der Verdauungsprozess verstehen, der sich so in dieses Fließen einschaltet, dass sich unser Körper die Nährstoffe aneignen kann und die Reste für die Biosphäre verwertbar werden. Das Gute ist mit dem Dreck verschlungen.

Genau das Umgekehrte gilt für den Tetrapak: Er ist schlecht, weil er so sauber ist. Er entspringt einem hygienistischen Projekt, dass die Milch als Produkt stillstellen und fixieren und sodann von der Umwelt isolieren will. Die Milch wird ultrahocherhitzt, homogenisiert und – aufgrund einer ernährungsphysiologischen Irrlehre – entfettet. Die Homogenisierung hat keinen echten praktischen Nutzen, sondern dient nur der Erfüllung der angeblichen Konsumentenwünsche, die ein stabiles, unverdächtiges Produktdesign erwarten. Jede Prozesshaftigkeit wie etwa die Aufräumung ist suspekt. Aber die Homogenisierung hat ihren Preis: Wie alle hochgradig verarbeiteten Lebensmittel steht sie im Verdacht, uns krank zu machen.¹ Als in ihren Eigenschaften stillgestellte Ware gerät sie außer Phase mit dem Prozess der Verdauung. Äußerliches Zeichen dafür: Sie kann auch nicht

1 Die Datenlage ist kompliziert. Zwei Autorinnen fassen in einem Review-Artikel zusammen, dass homogenisierte Milch bei „Tieren“ (!) Allergien und Unverträglichkeiten begünstige, während die Auswirkungen auf „Menschen“ (!) noch zu klären seien (Michalski & Januel 2006). Die Industrie flutet die Literatur wie gewohnt mit abwiegelnden Artikeln. Tatsächlich befindet sich die Lebensmittelindustrie in einem regelrechten Kreuzzug gegen Rohmilch und Rohmilchkäse – siehe dazu die Bücher der Käseaktivistin Véronique Richez-Lerouge (z. B. 2016).

zu Käse werden, sondern nur kippen, zu einer stinkenden Brühe. „Schützt, was gut ist“, wir erinnern uns.

In der Prozess-Welt von Reifung, Genuss, Verdauung und Ausscheidung ist die H-Milch mithin ein Un-Ding, das an seinen Transformationen gehindert wird. Und dasselbe gilt eben für ihre Verpackung, den Tetrapak, der sie über Monate in ihrem fixierten Zustand halten soll. Die Natur kann ihn nicht verwerten, ein Fremdkörper im Ökosystem. Ja, er ist so perfekt verschweißt, dass selbst die Maschinen des technologischen Recyclings an ihm scheitern. Weiterverwenden können wir ihn aber auch nicht, da er für die Einwegnutzung konzipiert wurde. Er lässt sich nicht gut spülen, der Plastikverschluss leiert aus, und was sollten wir auch zu Hause mit den Hunderten Tetrapaks anfangen, die sich im Laufe der Zeit anhäufen würden? Er *soll* weggeworfen werden, er ist Teil einer durchorganisier-ten Wegwerfkultur.²

VI

Damit kommen wir zu der dritten philosophischen Bewandnis der Milcherfahrung, die uns nach den Ebenen des subjektiven Empfindens – der Ekel – und der begrifflichen Verarbeitung – der Begriff des Guten – näher an die Kulturkritik bringen wird. Wir haben diese dritte Bewandnis im Grunde bereits ausgesprochen, ohne dass uns ihre Bedeutung aufgefallen wäre. Das Zero-Waste-Experiment begann ich als Verbraucher, der sein Konsumverhalten anpassen wollte. Aber plötzlich fand ich mich in meiner Küche als Produzent wieder. Den Frischkäse hatte ich ja nicht gekauft, sondern – hergestellt (wenngleich nicht willentlich und einzig mithilfe der Bakterien als meinen unverhofften Verbündeten). Und der Käse war nur der Anfang. Joghurt und Kefir folgten, auch die Fermentation von Gemüse. Heute stehen etliche Gläser und Steingutgefäße in der Vorratskammer: Sauerkraut, Rotkohl und Kimchi, fermentierter Fenchel mit Zitronenscheiben und Lorbeer, Salzzitronen mit Zimt. Sogar fermentierter Schlehdorn. Mit jedem Erfolg wuchs die Kühnheit. Gerade eben habe ich den frischen, selbstgemachten Tempeh mariniert, also – salopp gesagt – verschimmelte Sojabohnen, die in ihrem Nährwert kaum mehr übertroffen werden können.

Aber warum habe ich mir all diese Fähigkeiten erst in einem aufwendigen und langwierigen Zero-Waste-Experiment, das von meiner Mitwelt bisweilen

2 Zu der durchgeplanten Wegwerfkultur, dem durchorganisierten und abgestimmten Müllsystem von Supermarkt, Einbauküche und Mülltonne siehe Lupton und Miller (1992).

skeptisch beäugt wurde, hart erarbeiten müssen, wozu auch eine ganze Reihe schmerzhafter Fehlschläge gehörten? Zum einen fehlte mir natürlich das Wissen. Die Techniken sind zwar allesamt traditionell, aber der Faden der Tradierung ist in der Konsumgesellschaft der Nachkriegszeit gerissen. Und zum anderen war es natürlich – bevor sich der Mangel an Wissen überhaupt bemerkbar machen konnte – der Ekel, der mich davon abhielt, überhaupt nur an solche Versuche zu denken. Das Gute kommt aus der geschlossenen Packung – alles andere ist suspekt, ja geradezu eine Quelle von Gefahr für Leib und Leben.

An dieser Stelle drängen sich zwei Verdachtsmomente auf. Als Erstes beginnen wir zu ahnen, wofür der Begriff des Verbrauchers oder Konsumenten eigentlich steht. Er beschreibt nicht einfach einen ökonomischen Aspekt unseres Handelns, eine Rolle, die wir punktuell einnehmen, von der wir uns aber auch wieder trennen und distanzieren können. Die Konsumentenrolle – der Konsumismus, wenn man so will³ – greift tiefer in uns hinein. Das Konsumentendasein unterbindet, dass wir zu Produzenten werden, und zwar schon dadurch, dass wir von den Fähigkeiten und dem notwendigen Wissen enteignet werden. Als Konsumentinnen und Konsumenten sind wir *Idioten* im ursprünglichen Wortsinne – unwissende Menschen, Laien, Stümper. Ein Fertiggericht ist nicht einfach eine praktische Annehmlichkeit des modernen Lebens, sondern ein verkörpertes Unvermögen, eine Enteignung von Produzentenwissen.

Aber dies ist nur der eine Wirkmechanismus, und hier kommen wir zu dem zweiten Verdachtsmoment. Der Ekel ist eine evolutionär uralte Emotion, die tief in unserer animalischen Psyche verankert ist. Aber darum ist er nicht der gesellschaftlichen und kulturellen Formung enthoben. Wer sich wovor ekelt, wird ständig neu verhandelt und bestimmt. Kann es nicht sein, dass die moderne Industrie den Ekel gezielt einsetzt, um uns in der Konsumentenrolle zu fixieren? Sie bietet uns eine saubere Warenwelt, und sogleich erscheint uns jede Alternative zu ihr als schmutzig und abstoßend. Wir sind in einen konsumistischen *lock-in* gerutscht. Es fragt sich nur, wie es der moderne Mensch überhaupt bis hierher geschafft hat, zweihunderttausend Jahre ohne Deodorant, feuchtes Toilettenpapier, Tiefkühlpizza und Desinfektionsspray.⁴

3 So Pier Paolo Pasolini in einem erst spät wieder aufgetauchten Interview aus dem Jahr 1975, 2011 veröffentlicht in *L'Espresso*, <https://lespresso.it/c/cultura/2011/12/16/cosi-pasolini-previde-litalia-di-b/17280>; siehe das Interview „Pasolini on the consumeristic society“, <https://www.youtube.com/watch?v=bipWHxTi-3c>, abgerufen am 27.3.2016.

4 Das feuchte Toilettenpapier bietet übrigens eine Allegorie einer technologischen Moderne, die sich selbst ein Bein stellt: Bei der Besichtigung der gewaltigen Pumpwerke des größten und modernsten Abwasserkanals Europas – unter der Emscher im Ruhrgebiet

VII

„Fermentieren ist eine Rebellion“, schreibt Thien Uyen Do, denn Fermentation bedeutet, dass wir uns genau in diesem doppelten Sinne aus der Konsumentenrolle emanzipieren (Do 2024). Wir holen uns das Wissen über die Herstellung der Lebensmittel zurück, und damit übrigens auch überhaupt wieder eine gesunde und genussvolle Ernährung; wir erobern uns aber auch die Hoheit über unseren eigenen Ekel zurück, damit er nicht als Waffe gegen uns selbst eingesetzt wird, auf dass wir uns über die eigene Entmündigung und Verkürzung zu idiotischen Konsumenten auch noch freuen, „weil jetzt hier alles so wahnsinnig praktisch, modern und sauber“ ist.

Wohlgemerkt: Ich sage das nicht aus Snobismus. Es ist natürlich allzu leicht, über Tiefkühlpizza die Nase zu rümpfen, und niemand muss sich von den Küchenexperimenten eines weltfremden Philosophen aus der Ruhe bringen lassen. Der Snobismus ist gewiss soziologisch naiv und taugt weder zur Problemanalyse noch als Fundament zur Problemlösung. Aber er bietet dem geschundenen Individuum immerhin eine erste, naturwüchsige Zuflucht, um sich gegen die Zumutungen der modernen Welt zu behaupten. Er ermutigt uns, die Frage nach dem guten Leben überhaupt einmal in all ihrer Grundsätzlichkeit aufzuwerfen. Denn darum geht es letztendlich. Die Wahrheit von der Deponie lautet nicht, dass Verpackungen ein Problem allein für die Umwelt sind. Sie sind kein Kollateralschaden, sondern Teil und Indiz eines totalen Schadens. Die Industrie – die Lebensmittelindustrie, über die wir hier sprachen, aber Gleiches gilt von der Pharma- und der Unterhaltungsindustrie – vergiftet unsere Umwelt, unsere Körper und unsere Seele und speist uns mit einer ziemlich jämmerlichen Karikatur des guten Lebens in Form von Komfort und Sauberkeit ab.

Im Umkehrschluss können wir daraus ein zweifaches Fazit ziehen.

Das erste betrifft den Verbraucherschutz. Man könnte versucht sein zu sagen, dass „Verbraucherschutz“ in der Realität meist bedeutet, die Industrie vor den Verbrauchern zu schützen. Das aktuelle Agieren der EU-Kommission im Zusammenhang mit den sogenannten Ewigkeitschemikalien PFAS bietet dafür gerade wieder ein trauriges Lehrstück (Fooks 2025). Aber diese Feststellung wäre nicht nur unhöflich gegenüber unserem Gastgeber, dem Bundesministerium der

– erklärte man mir, dass das feuchte Toilettenpapier den einzigen natürlichen Feind der kraftvollen Turbinen darstellt. Anders als das normale Toilettenpapier zerfallen die feuchten Papiere nämlich nicht im Abwasser, sondern verflechten sich in den turbulenten Wirbeln vor den Turbinen zu regelrechten Tauen, die sich um die Rotorblätter legen und die Maschinen regelmäßig zum Stillstand zwingen.

Justiz und für Verbraucherschutz, sondern auch philosophisch irreführend. Denn Verbraucherschutz, so haben wir verstanden, kann auch dann, wenn wir ihn erst nehmen, nicht einfach darin bestehen, die Verbraucherinnen und Verbraucher vor den Konzernen zu schützen. Verbraucherschutz muss heißen, dass wir uns davor schützen, überhaupt zu Verbrauchern zu werden. Bleiben wir die Produzenten des guten Lebens!

Das zweite Fazit lautet, dass wir dabei nichts zu verlieren haben. Ökologische Bemühungen führen so oft das Wort des Verzichts im Mund. Wir müssen verzichten, um die Ressourcen zu schonen, um weniger Treibhausgase auszustoßen, um die Welt für die Kinder zu erhalten. Davon bin ich nicht überzeugt. Der Müll ist nicht die Folge des Konsums, nicht die negative Seite der Bilanz, sondern sein Spiegel. Er zeigt uns, dass am Konsum selbst etwas nicht stimmt. Er macht uns dumm und krank. Wie könnte es ein Verzicht sein, davon zu lassen? Das gute Leben gilt es erst zu gewinnen. Und ich weiß auch schon, wo wir es suchen müssen. Es wartet auf uns in einer Flasche vergorener Milch. Schütten wir sie nicht unbedacht weg!

Literatur

- Dagognet, François (1997). *Des détritits, des déchets, de l'abject. Une philosophie écologique*. Le Plessis-Robinson: Institut Synthélabo.
- Do, Thien Uyen (2024). *Fermentation rébellion. Petite philosophie de la fermentation*. Paris: Équateurs.
- Fooks, Gary (2025). Lobbying in 'forever chemicals' industry is rife across Europe – the inside story of our investigation. *The conversation*, 21.01.2025, <https://theconversation.com/lobbying-in-for-ever-chemicals-industry-is-rife-across-europe-the-inside-story-of-our-investigation-247436>.
- IFA (o. J.). *GeStIS-Stoffdatenbank*. gestis-api.dguv.de, abgerufen am 20.03.2026.
- Lenton, Tim, & Watson, Andrew (2011). *Revolutions that made the Earth*. Oxford: Oxford University Press.
- Lupton, Ellen, & Miller, J. Abbott (1992). *The Bathroom, the Kitchen and the Aesthetics of Waste. A Process of Elimination*. New York: Kiosk.
- Massar, Karlijn (2011). Disgust. In: T. K. Shackelford & V. A. Weekes-Shackelford (Hrsg.): *Encyclopedia of Evolutionary Psychological Science* (S. 2050–2055). Cham: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-319-19650-3_2972.
- Michalski, Marie-Caroline, & Januel, Caroline (2006). Does homogenization affect the human health properties of cow's milk? *Trends in Food Science & Technology*, 17 (8), 423–437. <https://doi.org/10.1016/j.tifs.2006.02.004>.
- Morris, Barry A. (2017). *The Science and Technology of Flexible Packaging. Multilayer Films from Resin and Process to End Use* (2. Aufl.). Amsterdam: Elsevier. <https://doi.org/10.1016/C2013-0-00506-3>.

- Richez-Lerouge, Véronique (2016). *La vache qui pleure. Retour au lait naturel, une question de santé*. Paris: Nouveau Monde.
- Sieferle, Rolf Peter (1984). *Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart*. München: Beck.
- Veltheim, August F. von (Hrsg.) (1789). *Anekdoten vom Französischen Hofe vorzüglich aus den Zeiten Ludewigs des XIV. und des Duc Regent aus Briefen der Madame d'Orleans*. Strasbourg: o. V.

